

Von den Bühnen

Oper auf DVD und Blu-ray:
die besten Neuerscheinungen der letzten Wochen

Es zählt sich aus, wenn man Offenbach-Erfahrung hat. So wie an der Opéra de Lyon Komödien-Spezialist Laurent Pelly, der mit dem „Barbe-Bleue“ seine mindestens elfte Inszenierung im Namen dieses Komponisten vorgelegt hat. Pelly bringt das Kunststück fertig, gleichzeitig witzig und leicht, aber eben auch ernsthaft und düster zu sein.

Schließlich ist die in Frankreich durch den Märchensammler Charles Perrault besonders populäre Mär vom Ritter Blaubart, der immer sehr schnell seine Ehefrauen entsorgt und bereits bei Nummer sechs angelangt ist, ein durchaus ambivalentes Vergnügen. Depperte Dörfler, eine aufstiegssüchtige Kuhmagd, die mit ihren Reizen nicht geizt, intrigante Hofschranzen, ein seniler König und ein mörderischer Landjunker – willkommen in der verrotteten Welt des zweiten Kaiserreichs, der der Kölner Jakob Offenbach wie kein Zweiter klangfeixend auf die Finger haute.

Bunt, frivol und unwiderstehlich moussiert bereits die Ouvertüre, der der junge, souveräne Michele Spotti den rasch wechselnden Takt vorgibt. Ritter Blaubart kommt in der schwarzen Gangsterluxuslimousine. Yann Beuron gibt ihn grimmig und kantig, sein einst lieblicher Tenor hat inzwischen einige Charakterecken. Héloïse Mas singt die rustikale Boulotte kratzbürstig wie sinnlich. König Bobeche ist eine fiese Karikatur mit rotem Trump-Schlips (Christophe Mortagne). In Lyon wird das sängerisch luxuriös ausgebreitet und herrlich musiziert.

„Dunkel, wie dunkel in Wald und in Feld!“ – fast möchte man Josef Wenzig, den Textlieferanten für „Von Ewiger Liebe“, eines der schönsten Brahms-Lieder, zitieren. Denn trübe, uninspiriert und austauschbar wirkt das öd kreiselnde Wände- und Türen-Arrangement, das sich Christian Schmidt für eine ebensolche Andreas-Homoki-Inszenierung ausgedacht hat. Diesmal muss es für Giuseppe Verdis strenge, aber eben musikalisch dunkel leuchtende Vater-Elegie „Simon Boccanegra“ herhalten, die der Intendant des Opernhauses Zürich bei

sich unter Lockdown-Bedingungen brav arrangiert hat. Und deshalb steht da als zeigefingerndes Requisit, um auf dessen Korsaren-Vergangenheit mit dem Zaunpfahl hinzuweisen, ein Boot auf dem Trockenen.

Alles nicht so wichtig, ebenso wenig wie Fabio Luisi herzlich mittelmäßig temperiertes, solides Dirigat und die bieder-brave Besetzung mit Jennifer Rowley (Amelia), Otar Jorjikia (Gabriele), Christof Fischesser (Fiesco) und Nicholas Brownlee (Paolo). Herausragend wird diese Produktion allerdings durch die Interpretation der Titelrolle durch den deutschen Liedbariton Christian Gerhaher, der längst auch regelmäßig mit der Oper flirtet. Sein Timbre ist nicht idiomatisch, einen auch gebrochenen Post-Belcanto-Bariton stellt man sich anders vor – und doch packt diese intensive Aneignung eines komplexen Charakters, der eben ein Gerhaher-Boccanegra geworden ist.

Eine „Kathedrale des Gewesenen“. So nennt Paul in Erich Wolfgang Korngolds einstiger Erfolgsoper „Die tote Stadt“ den Erinnerungsraum mit den fetischierten Memorabilia seiner verstorbenen Frau Marie. Die Begegnung mit der ihr ähnlich sehenden Tänzerin Marietta macht ihm sein morbides Dasein bewusst. In München perlt das Klavier und rieselt die Celesta, Glocken dröhnen, die Hörner schwingen sich seidenweich auf, und die Streicher flirren verführerisch morbid. Der formidable Kirill Petrenko macht Hör-Lust auf diese so seltsam zwischen letztem, spätromantisch dekadent sich verströmendem Weltschmerz und harsch psychoanalytischer Sachlichkeit sich auspendelnder Oper.

Simon Stone inszeniert hingegen gewohnt heutig-nüchtern. Aber sehr stimmig. Das verrottete Brügge reduziert sich auf einen kastig weißen Bungalow, innen Sixties-Einrichtung; nur Karaoke-Mo-

nitor und Laptop verweisen auf die Gegenwart. Marietta kommt als Hippie-Mädel auf dem Fahrrad in Turnschuhen, schwingt sich durchs Fenster. Es folgt ein dichtes Kammerspiel, Räume und Zeitdimensionen lösen sich auf und verwirbeln. Paul ist eingesperrt mit Vergangenheit und Zukunft, vor allem mit immer mehr Maria-Klonen. Am Ende, der Spuk scheint vorüber, kippt er ein Bier und startet – vielleicht – neu.

Jonas Kaufmann singt den für ihn eigentlich zu hoch liegenden Paul mit erstaunlicher Kraft. Die Höhe klingt bisweilen verquält, das aber münzt er in Ausdrucksnuancen um. Marlis Petersen in der weiblichen Doppelrolle bleibt spielerisch die Somnambu-

le als schöne Teilnahmslose, aber ihr glissandohaft die Töne anschleifender Sopran mit seiner penetrierenden Höhe hat eine lohnende Aufgabe. Der weich abgefederte, leider wenig charismatische Andrzej Filonczyk (Frank/Fritz) und Jennifer Johnston als tiefensatte Haushälterin Brigitta führen das gute Hausrestensemble an.

Manuel Brug

Offenbach: Barbe-Bleue; Yann Beuron, Héloïse Mas, Christophe Gay, Christophe Mortagne, Jennifer Courcier u. a., Chor und Orchester der Opéra de Lyon, Michele Spotti; Regie: Laurent Pelly (2019); Opus Arte

Verdi: Simon Boccanegra; Christian Gerhaher, Jennifer Rowley, Christof Fischesser, Otar Jorjikia, Nicholas Brownlee u. a., Chor der Oper Zürich, Philharmonia Zürich, Fabio Luisi; Regie: Andreas Homoki (2020); Accentus Music

Korngold: Die tote Stadt; Jonas Kaufmann, Marlis Petersen, Andrzej Filonczyk, Jennifer Johnston u. a., Chor und Orchester der Bayerischen Staatsoper, Kirill Petrenko; Regie: Simon Stone (2019); BSO





Musik
★★★★☆
Inhalt
★★★★☆
Ton/Bild
★★★★

Mit den Sinnen denken – Hans Zender.
Regie: Reiner E. Moritz (2020); Arthaus

Ein kleiner Junge im Ringelpullover, kaum zehn Jahre alt. Beide Arme energisch in die Höhe gehoben. Eine riesige Partitur auf einem alten Notenständer. Da weiß einer, was er will. Hans Zender, Jahrgang 1936, begann früh zu dirigieren und zu komponieren. Und er war vielseitig interessiert. Orgel und Klavier spielte er. Später war Zender nicht nur Dirigent und Komponist, sondern auch Lehrer und Musikschriftsteller, er hatte Chefpositionen bei Orchestern und an Opernhäusern (Bonn, Saarbrücken, Kiel, Hamburg). Er gehörte zu der im 20. Jahrhundert rar gewordenen „Spezies“ der Universalkünstler.

„Mit den Sinnen denken“ nennt Reiner E. Moritz sein Porträt. So intellektuell Zender einerseits war, so wichtig war für ihn die sinnliche und praktische Erfahrung der Musik. Und die Synthese von Tradition und Moderne. Ein Interview nur kurz vor seinem Tod 2019 bildet einen roten Faden. Man sieht ihn in seinem Haus in Meersburg am Bodensee in seiner Bibliothek oder in seiner Sammlung japanischer Kalligrafien. Der zweite rote Faden ist Zenders Rede, die er 1997 bei der Verleihung des Goethepreises hielt. Er beklagt die mangelnde Anerkennung und Unterstützung für schöpferisch tätige Künstler. Als präziser und eloquenter Dirigent ist er dank des umfangreichen Rundfunkarchivmaterials zu sehen, ebenso als Komponist mit Ausschnitten aus seinen wichtigsten Werken: etwa der komponierten Interpretation „Schuberts Winterreise“. Weggefährten wie Helmut Lachenmann und Zenders Frau Gertrud kommen zu Wort. Es ist eine Menge Text aufzunehmen und zu verstehen. Vielleicht wäre weniger mehr gewesen? Formal hätten Regie und Schnitt die einzelnen Themenbereiche geschmeidiger miteinander verbinden können. So kommt die Dokumentation etwas trocken daher.

Elisabeth Richter



Musik
★★★★☆
Inhalt
★★★★☆
Ton/Bild
★★★★

Zubin Mehta – Good Thoughts, Good Words, Good Deeds. Regie: Bettina Ehrhardt (2016); Arthaus

Ausgehend von den heutigen Tätigkeitsfeldern – Zubin Mehta ist Musikdirektor des Israel Philharmonic Orchestra und des Maggio Musicale Fiorentino auf Lebenszeit – geht der Blick zurück zu den zahlreichen Wirkungsorten des Maestro. Da sind die lange Freundschaft mit Daniel Barenboim, die acht Jahre als Generalmusikdirektor in München, die 16 Jahre beim Los Angeles Philharmonic, die 13 Jahre beim New Yorker Philharmonic Orchestra. Da fehlen nicht die dirigentischen Anfänge des 18-jährigen aus Bombay in Wien bei dem legendären Hans Swarowsky. Regisseurin Bettina Ehrhardt montiert kurzweilig dokumentarische Musikausschnitte mit Statements von Weggefährten: Künstler, Manager, Freunde. Sie alle betonen Mehtas positive Ausstrahlung. Er fühle, was Musiker brauchen, verrät Flötist Guy Eshed, Bariton Ambrogio Maestri weiß sich wie bei einem Vater aufgehoben.

Zubin Mehta hatte auch das Gespür, mit seinem wachsenden Ruhm aufsehenerregende „Ereignisse“ zu dirigieren, etwa an spektakulären Orten wie der Verbotenen Stadt in Peking Puccinis „Turandot“ oder in den römischen Caracalla-Thermen „Die drei Tenöre“. Mutig war es auch in Israel Musik von Richard Wagner zu spielen, die Ausschnitte von den Publikumstumulten während des Konzertes sind bewegend. Zum Schluss kommen wir zu den Wurzeln dieser eindrücklichen Musikerlaufbahn, nach Bombay. Hier hat der 1936 in eine Parsi-Familie geborene Mehta schon früh das von seinem Vater Mehli gegründete Sinfonieorchester dirigiert, hier hat er eine Stiftung gegründet, die Kindern klassische Musik nahebringt. Hier prägte ihn bis heute die Philosophie der Zoroastrer, dass gute Gedanken, gute Worte letztlich gute Taten zur Folge haben.

Elisabeth Richter

Das neue SONDERHEFT von STEREO®



für nur
9,80 Euro
jetzt am
Kiosk*

AUCH ALS E-PAPER

Einmal heruntergeladen –
immer für Sie verfügbar.
Egal ob Smartphone,
Tablet oder Computer.
Mehr Informationen auf
www.nitschke-verlag.de

* oder direkt portofrei
beim Verlag bestellen,
Hotline 02251 650 46 0



www.stereo.de